Die Erben von Senkenberg.

Kriminalroman von Erich Ebenstein.

(14. Fortsetzung.)

„Nein! Ich komme die ganze Woche nicht zum Zeitunglesen, höchstens einmal, Sonntag abend, und da schlafe ich gleich ein dabei. Mein Gott, was ist denn? Er wird doch nichts angestellt haben?"

„Man hat am 25. Mai seine Leiche beim Praterspitz aus der Donau gezogen!"

„Jesus Maria!" Frau Glaser stieß einen gellenden Schrei aus und machte einen förmlichen Sprung nach rückwärts.

Dann packte sie Hempel am Rockaufschlag.

„Erzählen Sie! Seine Leiche? Um Gotteswillen, man wird ihn doch nicht ermordet haben?"

„Ich fürchte, ja! Und ich werde mich schwerlich irren, wenn ich glaube, Hemser ist der Täter."

„Sein Onkel! Sein leiblicher Onkel!!!"

„Ich glaube nicht, daß sie verwandt zusammen waren. Richter wußte ein Geheimnis von Hemser und dieser hat sich wahrscheinlich des Mitwissers entledigt. Beschreiben Sie mir nun das Aeußere Hemsers einmal möglichst genau."

Die Glaser, die nun fest überzeugt war, einen Abgesandten der Polizei vor sich zu sehen, kam der Aufforderung willig nach.

Ihre Beschreibung stimmte haargenau mit dem Steckbrief überein, den die Grazer Behörde von Winterfeld erlassen hatte.

Daß er nach Ungarn gereist sei, war natürlich nur eine Finte. Aber wo war er?

Silas begab sich, um nichts außer acht zu lassen, auf die Polizeidirektion, legte dort ein Exemplar des Steckbriefes vor, den man ohnehin schon kannte, und machte darauf aufmerksam, daß Winterfeld und Hemser eine Person seien.

Man stellte fest, daß Hemser sich ordnungsgemäß als nach Budapest abgereist, abgemeldet hatte. Auch als seinen Geburtsort hatte er Budapest angegeben.

Sofort wurde die dortige Behörde in Aktion gesetzt, aber wie Hempel voraussah, vergeblich.

Nach einigen Tagen kam der Bescheid, daß ein Gottfried Hemser weder dort geboren noch gegenwärtig polizeilich gemeldet sei.

XV.

Wohin war er verschwunden? Silas zerbrach sich umsonst den Kopf darüber.

Ihm ins Blaue hinein nachzufahren, hätte keinen Sinn gehabt. Uebrigens würde ja die Polizei schon des Steckbriefes wegen tun, was möglich war, um seinen Aufenthalt auszukundschaften.

Hempel beschloß also, Winterfeld-Hemser vorläufig aus dem Spiel zu lassen und sich mit dem Geheimnis zu beschäftigen, das Mutter Rabl und Eisler verband.

Dort lag offenbar das Motiv zu beiden Morden. Denn daß auch Richter einem Verbrechen zum Opfer gefallen war, ließ sich nach Einsicht in das Protokoll über Auffindung seiner Leiche nicht mehr bezweifeln.

Er hatte laut Aussage des Polizeiarztes einen Schädelbruch erlitten und war wahrscheinlich in sterbendem Zustande ins Wasser geworfen worden.

Von dem Täter hatte bisher jede Spur gefehlt. Erst Hempels Bericht über den als „Steinschleifer" gemeldeten Hemser brachte da etwas Licht in die Sache.

Während die Behörde also eifrig nach Hemser fahndete, machte sich Silas an die Auffindung der Anna Bardolf.

Wenn irgend jemand, so konnte sie vielleicht einen Fingerzeig geben, in welcher Richtung man weiterforschen mußte.

Mutter Rabls Worte: „Es ist gut, daß wir es schriftlich von ihr haben", deutete wenigstens darauf hin.

Da dieses Schriftliche sich im Nachlaß nicht vorgefunden hatte, war es vielleicht gerade dasjenige gewesen, worauf es der Mörder abgesehen hatte.

Die Frage, ob Richter oder Hemser den Mord an der Rabl begangen hatten, beschäftigte Silas stark.

Frau Glaser behauptete zwar auch bei einer zweiten Unterredung, Hemser sei nur einmal verreist gewesen. Aber sie selbst war gerade zur Zeit des Mordes anderthalb Tage lang bei einer kranken Schwester in Purkersdorf gewesen.

In dieser Zeit speiste Hemser angeblich im Gasthaus und hatte seine Wohnung, wie er sagte, nur zu den Mahlzeiten verlassen.

Aber wer wollte dies beweisen?

Die Hausbesorgerin wußte nichts darüber. Es wohnten vierzig Parteien im Haus — wie sollte sie sich da um einen Zimmerherrn bekümmern?

Man konnte, wenn man um sieben Uhr abends Wien verließ, sehr leicht um halb zwölf in Graz sein. Und um halb fünf Uhr früh ging ein Kourierzug von dort zurück, der um neun wieder in Wien eintraf.

Der Mord war, wie festgestellt, erst nach Mitternacht begangen worden. Wenn man annahm, daß Richter das Terrain sondiert und dann den Mörder nur aus- und eingelassen hatte, daß auch er es gewesen, der schon Wochen vorher einen zweiten Torschlüssel anfertigen ließ, mit dem sein Auftraggeber dann später noch einmal die Rablsche Wohnung betreten konnte, so war es durchaus nicht ausgeschlossen, daß Hemser der eigentliche Täter war.

Dies hätte vor allem Richters Ermordung am erklärlichsten scheinen lassen: das Werkzeug wurde vernichtet, da man es nicht mehr brauchte.

Daß Hemser gefunden hatte, was er suchte, schien Hempel zweifellos. Die Aussage der Magd, die ihn fröhlich hatte pfeifen hören, und seine vergnügte Heimkehr ließen nur diese Deutung zu.

Und gleich darauf hatte er Streit mit seinem Komplizen angefangen. . .

Aber was half dies alles? Er war vorläufig doch fort und scheinbar unauffindbar.

Man mußte sich nun an Anna Bardolf halten.

Silas verhehlte sich nicht, daß seine Hoffnung diesbezüglich auf sehr schwachen Füßen stand.

Wie leicht konnte es sich um eine ganz harmlose Sache, einen Schuldschein, eine Quittung handeln, die Mutter Rabl später selbst, als wertlos geworden, vernichtet hatte!

Aber es war eben der einzige Faden, den er gegenwärtig in Händen hielt.

Hempel wandte sich zuerst an die Behörden um Auskunft.

Anfangs ging alles ganz glatt. Ja, eine Anna Bardolf, gebürtig aus Mürzzuschlag in Steiermark, gegenwärtig etwa fünfzig Jahre alt, unbescholten, hatte durch Jahre in Wien als Kammerjungfer gedient.

Ihr letzter Posten war bei einer Gräfin Wächter gewesen. Sie diente dort drei Jahre — das heißt bis zu dem Tode der Gräfin. Nachdem sie eine ihr von ihrer Herrin zugefallene Erbschaft behoben hatte, gab sie das Dienen auf und zog in ihre Heimat.

Hempel frohlockte schon. Endlich eine Spur, die nicht versagte!

Am nächsten Morgen fuhr er nach Mürzzuschlag. Aber dort erwartete ihn eine große Enttäuschung. Die Bardolf hatte sich nur kurze Zeit dort aufgehalten, heiratete dann einen gewissen Hulbock, der Steward auf einem Lloydschiffe war, und ging mit ihm auf Reisen.

Wo sie gegenwärtig war — ja ob sie noch lebte oder tot war — wußte man nicht. Mit ihren Verwandten stand sie sich nie gut, und seit der Heirat war jedes Band zwischen diesen und ihr aufgehoben.

Seit der Heirat, die in Triest stattfand, waren zehn Jahre verstrichen.

Mutlos und enttäuscht begab sich Silas wieder nach Wien zurück.

Man konnte an die Lloydgesellschaft telegraphieren, gewiß. Er würde es auch auf alle Fälle tun. Aber er hatte wenig Hoffnung.

Entweder war der Mann schon in Pension gegangen — jung sollte er schon damals nicht mehr gewesen sein — oder er schwamm mit seiner Frau, die, wie man wissen wollte, stets als Stewardeß am gleichen Schiff Dienste nahm, irgendwo auf weitem Meer herum.

In beiden Fällen würde es lange währen, ehe man der Anna Hublak habhaft werden konnte.

Und vielleicht stand dann der Erfolg mit den aufgewandten Mühen in gar keinem Verhältnis!

So — in trüben Gedanken versunken — schritt Silas Hempel einige Tage später über den Stephansplatz.

Es hatte vor kurzem geregnet, jetzt schien aber die Sonne wieder strahlend auf das kaum getrocknete Pflaster nieder und hatte eine Menge Menschen ins Freie gelockt.

Silas drängte sich ziemlich mißmutig durch die behaglich hinschlendernde Menge, die bald vor einer Auslage, bald vor einer Blumenverkäuferinnen stockte.

Daß es so viele Menschen gab, die nichts zu tun zu haben schienen, als den Tag totzuschlagen!

Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen. Wenige Meter entfernt promenierte ein elegant gekleideter junger Mann neben einer schönen Dame, mit der er im eifrigen Gespräch war.

Sie kamen Silas gerade entgegen.

Wie ein Gespenst starrte er den jungen Mann an.

„Doktor Richter!!!"

Er mußte es wohl laut gerufen haben, denn die Dame warf ihm einen halb erstaunten, halb mißbilligenden Blick zu.

Ihr Begleiter hatte mit keiner Wimper gezuckt. Wahrscheinlich wäre er achtlos an Hempel vorüber gegangen, wenn die Dame ihn nicht mit ein paar leise geflüsterten Worten aufmerksam gemacht hätte.

Jetzt heftete sich auch sein Blick erstaunt fragend auf Silas.

„Er ist es!" dachte dieser. „Wenn auch der Schnurrbart fehlt und seinen Bewegungen das pedantisch Gemessene — die Augen sind dieselben! Jetzt begreife ich wohl, daß ich Melitta Brankow unrecht tat, als ich ihr schrieb, sie müsse sich getäuscht haben, Richter sei tot. Er lebt! Hier steht er ja leibhaftig vor mir!"

Unwillkürlich war er wie eine Mauer vor den Beiden stehen geblieben und verhinderte sie dadurch am Weitergehen.

„Wünschen Sie etwas von mir, mein Herr?" fragte der Begleiter der Dame nun höflich sanft.

Die Stimme war weicher als die, welche Hempel von dem Verhör in der Erinnerung hatte.

Aber das beirrte ihn nicht, der dem andern nur starr in die Augen blickte. Alles konnte man verändern — aber diese nicht!

Sie waren es! Sie waren es bestimmt!

„Ja", sagte er nun, „ich möchte Sie um eine Unterredung bitten, Herr Dr. Richter. Es handelt sich um Aufklärungen —"

„Zu denen ich natürlich mit Vergnügen bereit wäre, wenn ich. . . Richter hieße! Dies ist nicht der Fall. Es handelt sich vermutlich um eine Aehnlichkeit. . ."

„Aber. . ."

Etwas wie eine leise Ungeduld spiegelte sich in den Zügen des Herrn. „Sie verzeihen — ich befinde mich hier in Begleitung einer Dame, da geht es wohl nicht an, daß ich mich aufhalten lasse," sagte er etwas hochmütig. „Aber hier ist meine Karte. Ich wohne im Hotel Wandl. In einer Stunde wird es mir ein Vergnügen sein, Ihnen dort jede gewünschte Aufklärung zu geben."

Er gab der Dame den Arm.

„Komm, ma cherie —"

Sie waren vorüber. Hempel starrte auf die Karte

Felix von Lavandal, Leutnant i. P.
Mitglied des Rennklubs
Hotel Wandl, Petersplatz.

stand darauf.

War die Bereitwilligkeit, ihn in einer Stunde zu empfangen, nur eine Finte, um jetzt loszukommen und auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden?

Hempel war sehr geneigt, dies anzunehmen. Wenn das, was Richter seiner Meinung nach auf dem Kerbholz hatte, zutraf — und wenn er es war, woran Silas auch jetzt noch nicht zweifelte, dann stand ja für den Menschen sozusagen alles auf dem Spiel.

Dann gab es nach dieser Begegnung für ihn nur eins: Sofortige Flucht mit Instichlassung seiner Siebensachen.

Aber das sollte ihm nicht gelingen.

Hempel hatte die beiden keinen Augenblick außer Augen gelassen.

Jetzt machte er sich daran, ihnen heimlich zu folgen. Anfangs, so lange man sich in der inneren Stadt befand, war dies leicht. Selbst wenn Richter-Lavandal sich umgesehen hätte, würde er in dem Menschengewühl seinen Verfolger unmöglich bemerkt haben.

Aber er blickte sich nicht ein einzigesmal um. Langsam und immer ruhig plaudernd, schritt er mit seiner Dame durch die Kärntnerstraße dem Opernring zu.

Dort winkte er einen Wagen heran und stieg mit ihr ein.

Silas war hinter das Goethedenkmal getreten und beobachtete ihn scharf.

Auch jetzt warf er keinen heimlich forschenden Blick um sich, sondern plauderte harmlos lächelnd weiter.

Offenbar dachte er nicht einmal an die Möglichkeit, daß man ihnen folgen könnte.

Selbstverständlich folgte Hempel dem Wagen in einer geschlossenen Droschke. Die Fahrt ging bis an das Ende des Cottageviertels, wo der Wagen vor einer hübschen kleinen Villa hielt.

Dort stieg das Paar aus und der Herr begleitete die Dame hinein, ließ aber den Wagen warten.

Hempel benützte die Zeit und fragte ein aus der benachbarten Villa kommendes Dienstmädchen, ob sie die Dame und den Herrn vielleicht kenne?

Sie bejahte. Die Dame war eine Opernsängerin, der Herr, welcher etwas beim Rennklub sei, ein Verehrer von ihr. Er käme fast täglich her. Das Verhältnis dauere nun schon über ein Jahr und man behaupte allgemein, Herr v. Lavandal würde Fräulein Lichtenberg demnächst heiraten.

Hempel begriff es nicht. Schon ein Jahr? Und er hieß wirklich Lavandal und war wirklich beim Rennklub angestellt?

Inzwischen erschien Herr Lavandal wieder, bestieg seinen Wagen und fuhr fort.

Diesmal ging es direkt zum Hotel Wandl.

Fünf Minuten später ließ sich Silas Hempel unter dem Namen „Bruckner" bei ihm melden.

Vom Portier hatte er noch erfahren, daß Herr Lavandal seit drei Jahren im Hotel ein ständiges Quartier besaß, aber häufig — besonders wenn auswärts Rennen stattfanden — verreist sei.

Auch im Frühjahr war er einige Monate fortgewesen. Erst in Budapest, dann in Longchamps, zuletzt in Aix-les-Bains. Erst zum Derby war er wiedergekommen.

War er es also oder war er es nicht? Die nächsten Minuten mußten es entscheiden.

Fiebernd vor Erregung betrat Hempel das Gemach, in dem ihm Herr v. Lavandal schon mit höflichem Lächeln entgegenkam.

(Fortsetzung folgt).

Ihr erstes Engagement.

Humoreske von Paula Gura.

Also — sie ging zur Bühne. Sie, Lieschen Quinkel, würde berühmt werden, das versicherte ihr ausdrücklich der „kleene Nutsch", Theateragent aus Leipzig. „Aber Quinkel? Nee", meinte er, „das geht nich, kanz unmeglicher Name vor de Bihne. Sie missen sich dofen lassen!"

„Aber ich bin doch getauft!" entrüstete sich Lieschen.

„Na, nabierlich, weß ich. So meen ich's doch och nich. Umdofen missen se sich. Quinkel — Quinkel — des geht nicht. Warten Se mal, wie mach' mersch denn? Quinka — Quinke — Quinki — Quinkisus — — Na, was meenen Se, Freileinchen: Lisawetha Quinkisius, das klingt bombös, was? Na, is de Dose nich schnell gegangen? Ja, so bin ich, immer fix, schnir, fertig. Also, — ich hab' da e feines Dheaderchen, der Tirekder e hibscher, atenter Mann!"

„Wo ist es denn?" wagte das Fräulein die Suada des kleinen Nutsch zu unterbrechen.

„Och, e hibsche Gäjend. Lunzelsweila! Kleenes, aber feines Verhältnis."

„Verhältnis. Ach nein noch nicht gleich", verhedderte sich Lisbeth, der alle möglichen Romane von Theaterdamen vorschwebten.

„Köstlich, köstlich, noch nicht gleich! E Witz, e Witz! Se sollten Naive spielen!" wieherte Nutsch und wollte sich ausschütten vor Lachen. „Ich meente doch blos, das Verhältnis zwischen Tirekder und Mitgliedern im allgemeenen."

„Mein Gott, gleich mit allen Mitgliedern? Gibt es denn das auch?" entsetzte sich die angehende Künstlerin.

„I Du griene Neine, nu gan ich aberscht nich mähr! So 'ne Unschuld vom Lande! Nu underschreiben Se aber endlich, sonst wär'n mer nie nich fert'ch. Gage — 150 Mark monatlich."

„Mutter, Mutter, 150 Mark, hör' doch? Aber ist denn das nicht zu viel für mich? Gott, Herr Nutsch, Sie sind ja zu gut, ich möchte Ihnen am liebsten gleich um den Hals fallen", jubelte Lieschen in völliger Unkenntnis aller Bühnenangelegenheiten.

„Na, sachte, sachte, nur nich zu ville Demberament, sonst fallen Se gleich rein!" dämpfte Nutsch.

„Worein denn?"

„Na ja, des sach' ich Se en andermal. Bitte nu ze underschreiben, un wenn der Gäjengondrakt gommt, des gann so in Stücker 8 bis 14 Tagen sin, denn reisen Se mit Gott."

So wurde also Lieschen Quinkel als Lisawetha Quinkisius für erste Soubrettenrollen bei Direktor Brimsel in Lunzelsweila engagiert. Ihre Grünheit in allen Theatersachen bildete für das gerissene Bühnenvölkchen eine unversiegbare Quelle des Humors. Man hatte sie zum Sündenbock ausersehen, dem man das Unmöglichste aufband und den man nach allen Regeln der Kunst reinfallen ließ. Die arglose Lisawetha glaubte in ihrer rührenden Unschuld alles, selbst, daß der schüchterne Liebhaber Gänsebraten heiße, was ihr noch zum Verderben werden sollte.

Als sie beim Kritiker Batsch vom Lünzelsweilaer Tageblättchen Besuch machte, kniff er sie in die vollen Wangen, zeigte ihr seine großen Tatzen und sagte: „Die können schon Töne von sich geben, daß es knallt. Passen Sie mal auf, wie ich Sie beklatschen werde." Und der Charakter-Spieler Gruselig, den sie auf der Treppe traf, fragte, ob sie schon eine Wohnung habe, neben ihm sei noch ein schönes Zimmer frei. Lisawetha war über so viel Güte entzückt. Sie wollte aber doch erst die Naive Schmitt fragen, die bisher ihre Ratgeberin gewesen war. Aber da kam sie schön an diesmal. Fuchsteufelswild wurde die und fauchte: „Was? So ein grünes Ding? Riecht kaum her und will einem beim Gruselig den Rang ablaufen, der 3000 M. Erspartes hat? Pfui! Das ist die Stelle, wo ich sterblich bin!"

„Welche Stelle meinen Sie denn?" fragte treuherzig Lieschen.

„Ach, pfuschen Sie mir nicht ins Handwerk und spielen Sie die Naive", schrie die Schmitt. „Ich kenne Sie jetzt. Adieu!"

Am nächsten Morgen ging Lieschen wie gewöhnlich viel zu früh auf die Probe. In ihrer Verschüchterung vom gestrigen Auftritt mit dem Schmitt paßte der „schüchterne Liebhaber", der gerade vor dem Theatereingang stand, am besten in ihrer Stimmung. Den wollte sie fragen. „Ach, Herr Gänsebraten, die Schmitt. . ."

„Was reden Sie da von einem Gänsebraten?"

„Nun, heißen Sie denn nicht so?"

„Unsinn, du siegst! Ich glaube, Sie sind eine ganz freche Person und spielen hier nur die Naive!" Drehte sich um und verschwand im Theatergebäude. Ganz verdonnert sah sie ihm nach. Was faselten denn hier alle immer von einer „Naiven?"

Ach, dann kam ja der erste Held. Früher Offizier, war er jetzt der Verzug und Butterbrotbelag aller höheren Töchter von Lunzelsweila und Umgegend. Durch das goldene Pincenez funkelten seine Augen Lieschen unternehmend an, und sein lächelnder, flaumbekränzter Mund sagte:

„Na, Pusselchen, so bedeppert? Was ist denn? Was hat denn die kleine Maus?"

„Ach, die sagen alle, ich solle Naive spielen, und ich bin doch Soubrette", maulte Lieschen.

„Ja, das ist das Los des Schönen auf der Erde, und mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens", und schlenkerte mit suffisantem Lächeln davon.

„Deine Limonade ist matt, wie Deine Seele, Luise", säuselte der jugendliche Liebhaber im Geiste seiner noch eben memorierten Rolle und ging grüßend an der Betrübten vorüber. Aber Herr Zwerger, der Vätterspieler, den sie jetzt gemütlichen Ganges daherkommen sah, der würde wohl Zeit für sie haben. Sie schämte sich zwar innerlich, denn sie hatte oft über seine Zerstreutheit und seine komischen Anstrengungen, einen Zischlaut herauszubringen, lachen müssen. Ueber seinen eigenen Namen stolperte er allein zweimal.

„Herr Zwerger, sind denn die Menschen hier alle verrückt?" fiel sie gleich mit der Türe in's Haus.

„In welcher Rolle kommt denn das vor?" fragte er geistesabwesend.

„Wieso?"

„Na ja, weshalb denn?"

„Ja, wie meinen Sie denn?"

„Ja, dann allerdings —"

„Aber ich muß es Ihnen doch erst erzählen —"

„Was? So schlimm steht die Sache schon?"

„Welche Sache denn? Wissen Sie denn was?"

„Ach, längst. Es ist immer dasselbe Lied."

„Was denn für eines?"

Eben erscheint der Inspizient auf der Bildfläche. „Herr Zwerger, höchste Zeit. Ihre Szene!"

„Jawohl, bin s—on da! — Kü—ß die Hand!" Und weg war er.

Lieschen war tiefbetrübt. Was sollte sie von dem allen denken? Ob man wohl beim Theater im Laufe der Zeit von seinen Rollen einen Klaps bekam? Das wäre ja gräßlich. Langsam stieg sie die enge Bühnentreppe hinauf, denn sie mußte ja auf der Probe den Benjamin singen. Aber so hatte sie sich ihren geliebten Bruder Joseph doch nicht vorgestellt wie diesen Tenoristen, der da eben auftauchte. Er war früher Bäckergeselle gewesen, hatte sich aber im Schweiße seines Angesichts durch allen Sauerteig hindurchgearbeit und den Sprung auf die Bühne gewagt. Es war zu komisch, wie die großen Hände, an denen sie noch immer die Teigpatzen zu sehen glaubte, so ungelenk herumfuchtelten und gleichsam Teig kneteten. Aus lauter Hochachtung vor dem Künstlerberuf war er im Frack erschienen, dessen Aufhänger oben herumschaute. Der Regisseur gab ihm dramatischen Unterricht, um ihm wenigstens die landläufigsten runden Armbewegungen beizubringen, und seine Frau, die „Elsa" und „Senta" der Lunzelsweilaer Bühne, die sich auf den Proben immer wichtig machte und deshalb nicht sehr beliebt war, streckte ihre kecke Stupsnase noch mehr in die Luft und flötete: „Mein Lieber, am Kunsthimmel werden Sie mit Ihrem neckischen Aufhänger schwerlich einmal bammeln."

„Gott, wie witzig", brummte der Bassist, der den Simeon sang, obgleich er ihm absolut nicht lag und er die hohen Töne einfach wegließ. Er stand in dem Geruch, in seinen Mußestunden einen schwunghaften Käsehandel zu betreiben. „Also, mit dem Bäckergesellen geht's nicht", rief der herbeizitierte Direktor, der aber ruhig vor seiner eignen Tür hätte kehren sollen. Denn in schwachen Stunden wägte er sich auch noch auf die Bretter, und hatte um so mehr ein faible für heldenhafte Rittergestalten, als ihm für diese aber auch so gut wie alles fehlte. Weil er aber nun mal eine Abneigung gegen den „Sauerteig", dagegen aber den lyrischen Tenor Knödel mal um fünf Mark angepumpt und seitdem vor ihm Angst hatte, so wurde der arme Bäckergeselle auf der Probe noch gekündigt und heulte darob wie ein Kettenhund. Lieschen-Benjamin, von ihrer Rolle her noch ganz Weichheit und Liebe, hatte innigstes Mitleid mit dem „Sauerteig". Sie stellte sich tröstend mit ihm in eine Kulisse und verließ treulos ihren alten, blinden Vater Jakob, sodaß dieser mit dem Stock aufstieß und laut „Benamin, Benjamin!" schrie, was hinwiederum den Gang der Handlung empfindlich störte und ihr einen Taler Strafe eintrug. Den zweiten bezahlte sie wegen eines nicht endenwollenden Lachkrampfes bei der „Hugenotten"-Aufführung. Sie konnte sich nicht halten, weil sie als Page „Urbain" von der Königin singen mußte: „Wie schön!" und nun dieses Monstrum von Königin anschaute. Ihre Koloraturen wurden Lachperlen!

Ihre dem Bäckertenor gespendeten Tröstungen in der Kulissenecke waren übrigens nicht unbemerkt geblieben, und namentlich die dicke Koloratursängerin, die sich weniger durch Schönheit und Stimmglanz als durch wogende Fülle und eine scharfe Zunge hervortat, sich aber namentlich als „Rosine" im Barbier für unwiderstehlich hielt, machte Lieschen seitdem das Leben schwer mit allerhand anzüglichen Redensarten. Seit die Koloratursängerin eine Pike auf Lisawetha hatte, konnte sie dem Kapellmeister nichts mehr recht machen, konnte keinen Einsatz mehr „präzis" bringen und mußte sich an den gemeinsamen Stunden des Korrepetitors Schwitzig beteiligen, was ihr der wohlmeinde Souffleur geraten hatte. Der arme Schwitzig brachte seinen Namen zu Ehren und wußte nicht, wer ihm am meisten in die Ohren brüllte: die angejahrten, aber absolut noch jugendliches Fach beanspruchenden zwei Schönheiten Ullrich (Alt) und Patzi (hochdramatisch), der „bildschöne" Sievert (Bariton) und endlich Lisawetha, die von all den Vorkommnissen so dumm wurde, als ging ihr ein Mühlrad im Kopfe herum. Sie hatte gar kein Theaterblut und paßte gar nicht zu ihnen, sagten sie alle.

Da saß sie eines Tages wieder zu Hause und weinte über ihre Dummheit, als sie der „Bäckertenor-Joseph" besuchte, um Abschied zu nehmen, denn er hatte die ganze Zeit über doch noch auf ein Engagement in Lunzelsweila gewartet. Nur war das Trösten an ihm. „Was tun Sie denn jetzt, Herr Semalion?" fragte sie aus ihren Tränen heraus.

„Hören S' mir nur mit „Semalion" auf. Semmerl heiß' i, einfach Semmerl. Und zu meini Semmerln geh i aa jetzt wieder z'ruck. I mag nimmer. I sing' in der Sängerzunft. Da bin i guat gnua."

„Sie haben recht, Herr Semmerl. Ich wollte, ich könnte auch da heraus."

„Na, dös is do net so schwierig. Genga S', werden S' mei Bäckermoasterin. Sie setzen Cana in an warmen Toa, dös is g'wiß — und hier wachst ja do koa Kraut für so a Lamperl als wia Sie vans san. Na, mögen S' mi a bisserl?"

Und die Weihnachten darauf, da schenkte die rundliche Bäckermeisterin ihrem Tenorgatten ein Büblein aus demselben rosigen, molligen Teig, wie sie selbst war. Und beide vergaßen darüber ihre hochfliegenden Bühnenträume, lachten aber noch oft über das komische Völkchen, das da in Lunzelsweila beisammen gewesen war, und wenn der kleine Aloys gar zu kräftig schrie, dann sagte der junge Vater lachend: „Der hat a Mordsstimm', der muaß zur Bühne!"

— Schnell fertig mit der Tat scheint der Oberst und Regimentskommandeur Henigst vom 22. Inf.-Regt. in Zweibrücken zu sein. Er versetzte auf der Straße dem Journalisten P. Loth einen Schlag. Den Anlaß dazu soll ein Pressefartikel gegeben haben. Der Angegriffene hat Strafantrag gestellt.

Etwas Neues in Mantelkragen. Durchaus neu und entschieden fesch ist der hier abgebildete neue Mantelkragen, der einen flachen Kragen und ein hohes rundes Kollarette verbindet. Die Abbildung zeigt den Kragen an dem Mantel offen. Aber wenn gewünscht, kann er bis unter das Kinn geschlossen werden. Die Bänder bilden eine attraktive Schleife auf der Seite. Der Kragen ist aus weißem Pique gemacht, mit einer Kante von gefälteltem Net.

Wer anderen eine Grube gräbt...

Von einem lustigen Abenteuer Puccinis berichtet eine englische Zeitschrift. Puccini besuchte in Mailand inkognito eine Vorstellung seiner „Tosca"; er wollte sehen, wie einzelne Stellen des Werkes auf ein vorurteilsfreies Publikum wirken, wie einzelne Stellen des Werkes auf ein vorurteilsfreies Publikum wirken, auf ein Publikum, das kein Premieren-Publikum war und auch nicht durch die Neugier, den Komponisten zu sehen, beeinflußt wurde. So kaufte sich Puccini seinen Platz, setzte sich ins Parkett und konnte konstatieren, daß an Applaus kein Mangel war. Er selbst erzählt: „Teilweise grenzte der Enthusiasmus an Wahnsinn. Eine junge Dame, die neben mir saß, war empört, daß ich nicht auch klatschte, sie sah mich strafend an und schließlich fragte sie kopfschüttelnd: „Warum applaudieren Sie nicht bei diesem Meisterwerk?" „Meisterwerk?" sagte ich und lachte höhnisch, „Meisterwerk? Ach lieber Gott!" „Wie, Sie können diese Musik nicht leiden?" „Nein", sagte ich, „das ist Dilettantenarbeit." „Dann verstehen Sie nichts von Musik," rief meine schöne, enthusiastische Nachbarin. Ich aber begann ihr nun zu beweisen, wie nach den Gesetzen des Generalbasses und des Kontrapunktes diese „Tosca" im Grunde doch eine recht ärmliche Angelegenheit sei. Ich erzählte ihr, wie diese Arie an Verdi gemahne und daß der Chor eine Reminiszenz an Bizet sei. Kurz, ich ließ an meiner eigenen Musik kein gutes Haar. Als ich fertig war, meinte meine Nachbarin kopfschüttelnd: „Das ist Ihre wirkliche Meinung? Wirklich und ehrlich?" „Absolut." „Nun meinetwegen," sagte die Dame achselzuckend und lachend. Am nächsten Morgen setzte ich mich zum Frühstück und will gemütlich meine Zeitung lesen. Das erste, was ich sehe, ist eine dicke Ueberschrift: „Puccini über seine ‚Tosca'." Und da las ich nun, schwarz auf weiß, alle die schlimmen Sachen, die ich am Abend vorher gesagt hatte. Die junge Dame war Musikkritikerin und hatte mich erkannt. Und während ich sie an der Nase herumzuführen dachte, führte sie mich an der Nase herum..."

Als dieser Tage in Dunkirk, N. Y., die Kirchenglocken Alexander H. Birkmire, einen gewesenen Beamten der „American Locomotive Co.", zur ewigen Ruhe einläuteten, erhielt seine Familie von einem Anwalt in London, England, die briefliche Nachricht, daß Herr Birkmire $30,000 von einer unverheirateten Tante geerbt hat, welche jüngst in England gestorben ist. Die Erbschaft wird den vier Kindern des Verstorbenen zufallen.

— System. „Fünf Ansichtskarten-Albums hast Du? Da hast Du die Karten wohl nach den fünf Erdteilen geordnet?"

„Nee, aber nach meinen verflossenen fünf Bräutigamen!"

— Ein Pechvogel. A.: „Jedesmal, wenn Du Dich betrinkst, gibst Du als Entschuldigungsgrund unglückliche Liebe an ... wie oft bist Du eigentlich unglücklich verliebt?"

B. (resigniert): „Immer!"

— Sicher! Professor (ins Restaurant tretend): „Bitte Kellner, wenn ich zahle und gehen will, sagen Sie zu mir: Herr Professor, Sie haben Ihren Schirm stehen lassen!"